



Angelika Overath

GEBRAUCHS ANWEISUNG

für das

Engadin

PIPER

**Gebrauchsanweisung
für das Engadin**

Angelika Overath

**Gebrauchsanweisung
für das Engadin**

PIPER

München Berlin Zürich



Mehr über unsere Autoren und Bücher:

www.piper.de

Die Rechtschreibung folgt der in der Schweiz gebräuchlichen Schreibweise mit ss statt ß. Ebenso wurde für geografische Eigennamen die Schweizer Schreibweise übernommen.

ISBN 978-3-492-27670-2

© Piper Verlag GmbH, München/Berlin 2016

Redaktion: Karin Steinbach Tarnutzer, St. Gallen

Übersetzungen der Gedichte, Lieder und literarischen Texte

durch Angelika Overath und Manfred Koch (S. 130 f. und 238 f.),

Claire Hauser-Pult und Chasper Pult (S. 176 und 177) sowie Anna Kurth

und Jürg Amann (S. 194)

Karte: cartomedia, Karlsruhe

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

FSC-Papier: Munken Premium von Arctic Paper Munkedals AB, Schweden

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

*– eine Leuchtkraft aller Farben,
ein Blau auf See und Himmel,
eine Klarheit der Luft,
vollkommen unerhört ...*

Friedrich Nietzsche

Für Nana
und ihre Söhne Ferdinand und Leonhard,
unsere ambulante Wohngemeinschaft Sent – Basel

Inhalt

Vorwort	9
Allegra	12
Alpenpässe	17
Bergell	24
Bünde im Bergland	34
Capuns	41
Chantar	47
Cumün	53
Dachasa	62
Engadiner Nusstorte	71
Engländer	78
Fluors	83
Glüm	87
Guarda	89
Herbst	95
Heu	99
Höhe	104
Hotel Waldhaus Sils-Maria	109

Inn	116
Jagd	120
Jenatsch und die Bündner Wirren	127
Kleine Helden	134
La Naiv	138
Meer	140
Mineralquellen	143
Morins	151
Muskelkater	154
Noblesse oblige	164
O Dieu!	167
Plain in Pigna	170
Premura	179
Quatter jà quatter	186
Rätoromanisch	188
Randulinas und Randulins	193
Sils	196
Strassen	201
Todesarten	205
Uors	215
Verrechnen	219
White Turf	226
X	235
Yr	236
Ziegen	237
Zuckerbäcker oder Zurückkommen	244
Zur Aussprache des Romanischen im Engadin	250
Zum schönen Weiterlesen	252
Ün cordial grazcha fichun a tuots!	254



Vorwort

Seit neun Jahren leben wir im Unterengadin, in Sent, einem Dorf auf einer Sonnenterrasse 1450 Meter über dem Meeresspiegel. Etwa 300 Meter tiefer fliesst der Inn. Unser jüngster Sohn Matthias kam mit sieben Jahren in die zweite Klasse der rätoromanischen Volksschule in Sent; mit fünfzehn Jahren ging er nach Chur auf die weiterführende Kantonschule. Während der Schulzeiten kommt er nur noch an den Wochenenden nach Hause.

Unsere beiden erwachsenen Kinder Silvia und Andreas studieren in Deutschland. Aber sie besuchen uns regelmässig im Tal; beide haben in den Semesterferien im Engadin gearbeitet.

Mein Mann Manfred unterrichtet an der Universität Basel und fährt während des Semesters für zwei Tage vom Inn an den Rhein. Diese vier Stunden Pendelzeit nutzt er zum Lesen und Schreiben: von Scuol bis Landquart in der Rhätischen Bahn, danach bis Basel im Speisewagen der SBB.

Mein Schreibtisch steht in Sent, aber regelmässig gebe ich Kurse an der Schweizer Journalistenschule MAZ in

Luzern, und oft bin ich unterwegs auf Lesereisen. Unser Familienleben ist geprägt durch Weggehen und Wiederankommen. Das schult den Blick für das Besondere in diesem Hochtal, das wir, noch immer mit einem Glückerschrecken, als Heimat empfinden.

Die »Gebrauchsanweisung für das Engadin« speist sich aus Alltagserfahrungen, Lektüren, Recherchen, zufälligen Gesprächen und gezielten Interviews. Ihre Perspektive geht vom Dorf Sent aus und damit von der Sprache dieser Gemeinde, dem Vallader.

Über die Form meiner »Gebrauchsanweisung« habe ich lange nachgedacht. Und einiges ausprobiert. Das Engadin ist eines der höchstgelegenen bewohnten Täler Europas. Leicht liesse sich diese alpine Zone flussabwärts begreifen: von Maloja (1809 m) bis hinunter zum fast 800 Meter tiefer gelegenen Martina (1035 m) an der österreichischen Grenze; oder – der Bewegung der Fische folgend – die gut achtzig Kilometer gegen den Strom hinauf. Da das Buch aber keinen geografischen Schwerpunkt hat, sondern sich als Beitrag zur Mentalitätsgeschichte dieser extremen Bergregion versteht, habe ich als Ordnungsprinzip das Alphabet gewählt. Ein Stichwort heisst »Bergell«. Das Bergell und das Engadin sind verschiedene Täler, und doch ist das Engadin vom Bergell aus zu verstehen. Das Bergell beginnt geografisch im Oberengadin bei Isola, am Silsersee, etwa vier Kilometer östlich von Maloja, und gehört – als eine Treppe hinunter nach Italien – zum Erfahrungsraum der Engadiner.

Mit dem notwendigen und schönen Zufall der Buchstabendreieckreihung in einem Alphabet konnte ich spielen, da dem deutschen Wort auch immer ein romanisches zur Seite stand mit

seinen keltischen, etruskischen, römischen, italienischen Anklängen. Zwei Sprachtouristen, ein englisches und ein französisches Stichwort, sind dazugestossen. Ein solch primär vallader-deutsches Alphabet soll deutlich machen, dass es sich beim Engadin nicht nur um eine spektakuläre Landschaft handelt, sondern auch um eine Kulturregion, in der eine uralte, bedrohte Sprache noch weiterlebt.

Sent, Sommer 2016

Allegra

Herbst 1992. Eine Heidelberger Freundin, wir kannten uns aus Studienzeiten, hatte im Autoradio etwas von einem seltsamen Ort namens Scuol gehört. Dort, erzählte sie, könne man noch jenseits vom Skirummel Winterferien machen. Es gebe da ein altes Hotel »Quellenhof«, das, wie der Name sage, aus Zeiten eines in Scuol einst berühmten Bädertourismus stamme (→ *Mineralquellen*). Das Hotel Quellenhof, so habe sie in dem Radioreisebericht gehört, habe noch den Charme der vergangenen Bäderkultur der Belle Époque und eigne sich für preiswerte Familien- oder Gruppenferien. Sie schlage vor, gemeinsam nach Scuol in die Skiferien zu fahren.

Wir waren gerade mit unseren grossen Kindern Silvia und Andreas (Matthias, den Jüngsten, gab es noch nicht) aus Griechenland zurückgekehrt. Manfred hatte dort drei Jahre lang als Lektor an der Aristoteles-Universität in Thessaloniki unterrichtet. Die Idee eines Wintertreffens in den Bergen mit alten und neuen Freunden (mittlerweile bestand eine wunderbare Tübingen-Heidelberg-Saloniki-Connec-

tion) fanden alle gut. Wir liebten den neugriechischen Gruss »Chairete!«, »Freut euch!«. Und nun freuten wir uns, im Engadin sein romanisches Echo zu hören: »Allegra!« Es ist eine Kurzform von »Cha Dieu ans allegra!«, wörtlich: »Dass Gott uns erfreue!«

»Allegra« ist der Gruss des Engadins, vor allem des Unterengadins, wo die romanische Sprache zwar rückläufig, aber im Alltag sehr viel präsenter ist als im Oberengadin. »Allegra« wird, je nach Uhrzeit und Beziehung der Sprechenden zueinander, mit anderen Formen variiert. Der erste Gruss am Morgen ist »Bun di«, »Guten Tag«. Von etwa elf Uhr an aber grüssen Einheimische, die einander nicht duzen, mit »Allegra«, bis gegen den späten Nachmittag. Danach wünscht man sich mit »Buna saira« einen »Guten Abend« (im Oberengadin beginnt man mit dem Abendgruss bereits nach dem Mittagessen). Vor dem Schlafengehen heisst es dann »Buna not«, »Gute Nacht«. Feriengäste aber können getrost den ganzen Tag mit »Allegra« grüssen. »Allegra« ist übrigens sehr viel leichter auszusprechen als »Grüezi«. Wenn aber Nicht-Schweizer-Mundart-Sprecher auf einem Wanderweg von entgegenkommenden Schweizer Unterländern mit »Grüezi« angesprochen werden und sie sich den romanischen Gruss »Allegra« – quasi als Gegengruss – nicht zutrauen, dann sollten sie wirklich »Grüezi« und nicht »Grüzi« sagen. Ohne »e« wäre das Wort ebenso falsch, wie wenn sie in einem Restaurant ein »Müsli« bestellten. Nähme man diesen Wunsch ernst, würde statt der gewünschten Zerealien eine kleine Maus serviert. Man denke also an die Maus und sage tapfer: »Allegra!«

Wer sich duzt, grüsst mit »chau« (das klingt wie das italienische »ciao«), das ist zu jeder Tages- oder Nachtzeit möglich. Solange sich Personen aber siezen, sollten sie beim

»Allegra« bleiben. Wirklich korrekt, den schönen, höflichen Umgangsformen der Romanen gemäss, wäre allerdings eine Begrüssung bei gleichzeitiger Nennung des Vornamens (also auch, wenn man sich siezt). So werde ich von Dorfbewohnern, die mich nur entfernt kennen, mit »Allegra, duonna Angelika« begrüsst (»Guten Tag, Frau Angelika«), von Freunden aber mit »Chau, Angelika«. Der Nachname wird bei der Begrüssung nicht genannt. Bei meinem Mann wäre es dann »Allegra, sar Manfred« (»Guten Tag, Herr Manfred«) oder eben »Chau, Manfred«. Das Aussprechen des Vornamens ist ein Zeichen der Aufmerksamkeit und Achtung des anderen, und ich ärgere mich regelmässig über mich, wenn ich wieder einmal gedankenversunken vom Schreibtisch auf die Strasse stolpere und dann gerade noch ein »Chau« oder ein »Allegra« hinbekomme, aber meist nicht geistesgegenwärtig genug bin, sofort den Namen des Gegrüßten hinzuzufügen. Aber ich bemühe mich!

Auch die Schulkinder grüssen ihre Lehrer mit deren Vornamen und vorangestelltem »duonna« oder »sar«: »Bun di, duonna Ladina« oder »Buna saira, sar Claudio«.

Eine kleine romanische Begrüssungsbegegnung unter Nachbarn vor dem Dorfladen könnte so aussehen: »Bun di, Maria, co vaja cun tai?« – »Bun di, Flurin, grazcha, bain. E cun tai?« – »Grazcha, tuot in uorden! Fa ün bel di!« – »Tü eir, chau, sta bain.« Also: »Guten Morgen, Maria, wie geht's?« – »Guten Morgen, Flurin, danke, gut. Und dir?« – »Danke, alles in Ordnung! Hab einen schönen Tag!« (wörtlich: mach einen schönen Tag!) – »Du auch, mach's gut« (wörtlich: bleib gesund).

Es ist nicht so schwierig, Romanisch zu sprechen. (Auch wenn ich mich furchtbar anstelle. Aber ich arbeite mit der deutschen Sprache, und ich finde das Romanische so schön, dass ich, wie eine immer noch Frischverliebte, alles

auch schön und richtig machen will. Das ist ein sicherer Weg, eine Sprache nicht zu lernen.) Wer etwas achtgibt, wird das Romanische – zumindest im Unterengadin – noch oft hören: auf der Strasse, in den Geschäften, im Gottesdienst, im Bus. Beim Aussteigen sieht man zum Busfahrer, der hier der »schofför« des »auto da posta« ist, und ruft ihm ein einfaches »Grazcha« zu oder auch elaborierter: »Grazcha fich ed a revair« (»Vielen Dank und auf Wiedersehen«).

Wenn ich Romanen im Zugabteil höre, schleiche ich mich gern unauffällig an und setze mich hinter sie. Dann sammle ich Wörter, Aussprachen, Intonationen. Ich versuche, mir Redewendungen zu merken. Ich lausche wie ein Dieb und vermehre meine Silbenbeute wie Saatgut. Freilich nehme ich auch Romanischunterricht, aber nichts ist so effektiv wie das direkte Hören – und natürlich das unmittelbare Sprechen im Alltag. Wenn man sich hoffentlich endlich traut!

Ein aufmerksamer Feriengast kann schnell einen kleinen Grundstock beisammenhaben. Hier ein »Sta bain«, dort ein »Fa ün bel di« oder »Che bell' ora!« (»Was für ein schönes Wetter!«), ein »Ma, che fraid!« (»Was für eine Kälte!«), und schon ist er Teil einer kleinen, exklusiven Sprachgemeinschaft. Solange ein Feriengast Romanisch spricht, auch wenn er nur radebricht, werden die Romanen mit ihm in bewundernswerter Geduld Romanisch sprechen (sicher: im Unterengadin eher als im Oberengadin). Denn sie lieben ihre alte Muttersprache als ein kostbares Gut. »Chara lingua da la mamma« beginnt eines der bekanntesten romanischen Volkslieder, mit dem der Unterengadiner Lehrer Gudench Barblan (1860–1916) die weit über Romanischbünden hinaus bekannte inoffizielle Hymne der Engadiner und Münsertaler Rätoromanen, der »Jauers«, geschrieben hat. Wer den Titel »Chara lingua da la mamma« oder auch »Lingua

materna« bei YouTube eingibt, kann das Lied hören, gesungen etwa von der Knabekantorei Basel.

Das Romanische ist Heimat und Rückzugsort. Ein innerer Schutzraum gegen Touristen, Feriengäste, Ferienwohnungsbesitzer, Zuwanderer. Aber er kann betreten werden. Jede neue Vokabel ist ein Zauberwort, das die romanische Welt öffnet.

Eine bedrohte Sprache zu lernen, sie zu sprechen, ist ein ernstes und schönes Spiel. Wörter sind Schibboleths, Erkennungszeichen, die verraten, ob jemand dazugehört, dazugehören möchte, oder nicht. Wenn Feriengäste romanische Sätze versuchen, zeigen sie, dass sie sich für die Sprachsituation im Engadin interessieren. Schon ein »Allegra«, ein »Covaja« ist eine kleine Verbeugung vor dem romanischen Dorf, eine Geste der Wertschätzung der einheimischen Kulturgemeinschaft. Sie wird verstanden und von den Romanen entsprechend beantwortet mit einem heiteren Willkommen: »Mo, tü discuorast bain rumantsch!« (»Oh, du sprichst aber gut Romanisch!«). Das stimmt dann natürlich nicht, aber es ist eine Einladung unter das Dach der Rumantschia.

Alpenpässe

Es war also kurz vor Weihnachten 1992, als wir uns mit dem Auto von Tübingen aufmachten, um zum ersten Mal ins Engadin zu fahren. Auf der Rückbank sassen Silvia, fünf Jahre, Andreas, drei, und Florence, zwölf, das Kind von Pariser Freunden, das mit uns kam. Manfred hatte kurz auf die Landkarte geschaut und sich für den direktesten Weg entschieden: am Bodensee entlang, das Rheintal hinauf, durchs Prättigau bis Klosters, dann Richtung Davos und über den Flüelapass hinunter ins Engadin! Wir hatten – noch von Griechenland kommend – die Sonne im Herzen und Sommerreifen am alten Golf. Und wer im Schatten des Götterbergs Olymp gelebt hat, der interessiert sich für so banale Grössen wie Passhöhen nicht.

Wir fuhren durch graue und grüne Fluren. Es war ein schneearmer Winter. Schon auf der ersten Etappe des Flüelapasses wunderte sich Manfred, dass wir offensichtlich die Einzigen waren, die hier fuhren. Na, immerhin kein Stau! Die Kinder waren bester Laune, im Kassettenrekorder des Autos liefen die Prinzen. Es gab leichte Schneeverwehungen.

gen. Beim Gasthof Tschuggen sahen wir kurz ein Auto vor uns, Bündner Kennzeichen, das wir aber bei der nächsten Kehre aus den Augen verloren hatten. Die Schneeverwehungen nahmen zu. Manfred drehte die Musik leiser. Die Kinder protestierten. »Seid doch still«, sagte er, seltsam unfreundlich.

Wir erreichten die Passhöhe von 2383 Metern. Die Strasse war weiss bedeckt, Schneeanhäufungen am Rand. Rechts und links lagen Seen unter Schnee. Die grauen Flanken der hohen Berge zeigten ein geschecktes Katzenfell. Dann begann die Abfahrt. Manfred schaltete die Musik aus. Von der Rückbank kam Rascheln, dann der Geruch von zerkaute Gummibärchen. In der Ferne sahen wir das Bündner Auto noch einmal, das aber nach einer Kehre wiederum verschwunden war. Über die Strasse zog sich jetzt ein Streifenmuster aus Weiss, Grau und Schwarz. Ab und an ein dunkler Glanz. Manfred bremste auf ungewöhnliche Weise und fuhr schlingernde Bögen. Auf meine Frage (ich fahre nicht Auto), was los sei, antwortete er nur: »Schnee.« Dann, nach einer Pause: »Und Eis.« Das hatte ich schon gesehen, aber jetzt erst verstand ich.

In das Abbremsen und ausweichende Fahren kam nun regelmässig die leise Stimme von Florence, die fragte, wie lang es noch sei. Nicht mehr lange, log ich und drehte mich mit mütterlichstem Lächeln zur Rückbank. Das Kind hielt einen kleinen Weihnachtsbaum aus grünem Plastik auf dem Schoss, den wir noch in Saloniki gekauft hatten (schliesslich wollten wir im Hotel Quellenhof Weihnachten feiern!). Ich sah die Mädchenhände, die das struppige Grün bang an seinem hölzernen Sockel hielten. Silvia und Andreas fochten derweil einen Kampf mit zwei aufblasbaren Nikoläusen; sie waren Fahrten über Schlaglöcher durch das thessalische Pilion-Gebirge und über Schotterpisten im mazedonischen

Hinterland gewohnt. Manfred versuchte, sehr, sehr langsam zu fahren und den unfreiwilligen Schwung, den eine Schneepassage ihm gab, auf dem nächsten, vertrauenerweckend schwarzen Asphaltstück wieder aufzufangen. Er war blass. Die Strasse schien ein haarnadelkurvig, schmales Band über sich in immer neuen Schrecken zeigenden Schluchten. Endlich begann der Wald, und Manfred schaltete wieder hoch.

Kurz vor Susch, dem ersten Dorf im Engadin, fragte Florence ein letztes Mal: »Wie lang noch?« Dann maunzte sie, sie wolle aussteigen. Dann kotzte sie. Wir waren froh, den Pass heil hinter uns gebracht zu haben, und reinigten notdürftig Mädchen und Bäumchen mit Kleenex. Im Quellenhof duschte unser Pariser Ferienkind in einer alten, frei stehenden Badewanne auf goldfarbenen Löwenpranken, und ich spülte am Waschbecken unter dem Hahn mit den alten Messingbeschlägen die griechische Plastikanne im Wasserstrahl aus. So begann unsere Liebe zum Engadin.

Dabei hätten wir, von Tübingen kommend, uns leicht über Österreich dem Unterengadin nähern können. Der Weg hätte uns bequem nach Landeck und Pfunds gebracht, beim Grenzort Martina wären wir, immer leicht ansteigend, in das Hochtal hineingefahren. Von diesem Zugang bei Martina allerdings abgesehen (man biegt von der Reschenpassstrasse, die über Nauders ins Südtiroler Vinschgau führt, rechts Richtung St. Moritz ab), ist das Engadin allein über Pässe zu erreichen.

Es sei denn, man reist durch den Berg hindurch. Im November 1999, pünktlich zum Beginn der Wintersaison, wurde der Vereinatunnel für den Bahnverkehr mit Autoverladung eröffnet. Der mit mehr als neunzehn Kilometern weltweit längste Schmalspurtunnel (Spurbreite ein Meter)